

GEORGINE KELLERMANN

Georgine



ullstein

Georgine Kellermann
Georgine – Der lange Weg zu mir selbst

GEORGINE KELLERMANN

Georgine

**DER LANGE WEG
ZU MIR SELBST**

**MEINE BEFREIUNG ALS TRANS* FRAU
NACH ÜBER 60 JAHREN**

Ullstein



Ullstein ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH

978-3-550-20239-1

© 2024 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Bildnachweis: Das Copyright für alle Fotos lautet »Privat«, außer die mit »WDR« gekennzeichneten Fotos. Da in diesen Fällen die Inhaber der Rechte nicht festzustellen waren, verpflichtet sich der Verlag, rechtmäßige Ansprüche nach den üblichen Honorarsätzen zu vergüten.

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44 b UrhG ausdrücklich vor.

Gesetzt aus der Albertina MT Pro

Satz und Repro: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

*Für meine Mutter
und
für meine Tochter*

Inhalt

Prolog	9
Im Spiegelbild wird die Lüge zur Wahrheit	13
»Der liebe Gott hat die falsche Verpackung für mich gewählt«	21
»Ich fühlte mich wie schwerelos, weil ich diesen großartigen Beruf hatte«	53
»Georg ist die größte Lüge, die ich mir im Leben leistete«	155
»Dass ich ein Mädchen bin. Das ist so schön«	175
»Raus aus der Anonymität und rein ins Leben«	191
»Ich bleibe nicht still«	215
»Mein Leben ist das schönste Geschenk, das ich je bekommen habe«	267
Epilog	279
Danke	281
Quellen	283

Prolog

Wenn Sie dieses Buch in den Händen halten, dann halten Sie ein Leben in Ihren Händen. Mein Leben. Oder zumindest einen sehr, sehr großen Teil davon. Auf den folgenden Seiten werde ich Ihnen erzählen, wie sich mein Leben veränderte, wie aus Georg Georgine wurde. Für viele Menschen, die mich kannten, sei es privat oder öffentlich als Journalistin für Fernsehen und Hörfunk, war das eine Überraschung. Manche meiner Freundinnen und Freunde, einige Verwandte, weihte ich früher ein, wenn ich ihnen vertraute. Das fiel mir nicht immer leicht. Dabei war ich schon seit dem 21. September 1957 Georgine. Dem Tag, an dem ich geboren wurde.

Ich bin eine trans* Frau. Dabei würde ich das »trans« am liebsten streichen. Ich bin eine Frau. Was mir in meiner Jugend nicht bewusst war und was ich erst sehr viel später lernte: Ich bin nicht allein. Es gibt noch viele, die so sind wie ich. Das wurde mir im Laufe meines Lebens nur Stück für

Stück, ganz langsam bewusst. Heute sage ich manchmal scherhaft, dass der liebe Gott für mich die falsche Verpackung gewählt hat. Sehr lange versuchte ich, so zu leben, wie es meiner Verpackung entsprach. Zweiundsechzig Jahre lang spielte ich die Rolle des Georgs in der Öffentlichkeit – in Redaktionen, auf Recherche- und Reporterreisen oder vor Kameras. Das kostete viel Kraft und war irgendwie auch vergebete Zeit. Trotzdem blicke ich nicht mit Groll zurück. Georg lebte ein tolles Leben, das er sich so gewünscht hatte. Er war als Reporter für die Zeitung, das Fernsehen und den Rundfunk unterwegs. Er sah als Korrespondent die halbe Welt und gab sein Wissen in verantwortungsvollen Positionen weiter. Dafür bin ich dankbar. Aber ich möchte klarstellen, dass Georg nie alleine unterwegs war, Georgine war immer dabei.

Ich habe dieses Buch für viele geschrieben. Zuerst für alle, die so sind wie ich. Die trans* Männer und Frauen, von denen sich immer noch sehr viele nicht trauen, die zu sein, die sie wirklich sind, weil die Gesellschaft ihnen immer noch mit Ablehnung, manchmal gar mit Hass begegnet. Dieses Buch soll ihnen zeigen, dass sie nicht allein sind und dass sie Unterstützung finden können, wenn sie das Leben leben möchten, für das sie bestimmt sind.

Und ich habe dieses Buch für Menschen geschrieben, die auf der Suche sind und die wissen, dass ihr Lebensentwurf nicht den üblichen gesellschaftlichen Vorgaben und Ideen ent-

spricht. Ich möchte ihnen Mut machen und zeigen, dass es sich lohnt, zu sein, wer man wirklich ist. Das Leben, das wir leben, können wir nur einmal leben. Es ist ein einzigartiges Geschenk. Wir bekommen kein zweites.

Und dann ist dieses Buch für alle diejenigen, die sich für Menschen wie mich interessieren. Die allermeisten hatten noch nie Kontakt mit einer trans* Person. Viele wissen oft gar nicht, was sich hinter dem Wort verbirgt, welche Wünsche und Hoffnungen diese Menschen hegen, welche Ängste und Sorgen sie plagen. Die Geschichten aus meinem Leben sollen ihnen Antworten auf ihre Fragen liefern. Sicher werde ich nicht alle beantworten können, aber viele. Und wenn am Ende noch Fragen bleiben, dann sprechen Sie mich an. Ich freue mich jedes Mal, wenn ich Menschen begegne, die ehrlich und vorurteilsfrei an meiner Geschichte und der von anderen interessiert sind.

Zu guter Letzt ist dieses Buch auch für alle, die trans* Personen kritisch bis radikal ablehnend gegenüberstehen. Ich hoffe, dass sie nach der Lektüre darüber nachdenken, dass ihre Attacken Menschen treffen, die sich ihr Leben nicht ausgesucht und sich ihre Entscheidungen nicht leicht gemacht haben.

Trans* Personen legen ihre alten Vornamen ab. Die allermeisten wollen diese sogenannten *Deadnames* nie wieder hören oder lesen. Ich bin da eine Ausnahme. Meine Zei-

tungsartikel sowie meine Filme und Hörfunk-Produktionen liegen in vielen Archiven. Ich kann nicht den größten Teil meiner Arbeit, auf die ich stolz bin, wegwerfen, nur weil der Name, den mir meine Eltern gaben, darüber steht. Deshalb lesen Sie in diesem Buch auch häufig den Namen Georg. Doch nur weil ich ihn nenne, bedeutet das nicht, dass ich so genannt werden möchte. Ich heiße Georgine – französisch ausgesprochen.

Dieses Buch ist ein Memoir. Ich werde viel offenbaren, einen Einblick in mein Leben geben, Fragen beantworten, die sich manche vielleicht nicht trauen würden zu stellen. Trotzdem habe auch ich Grenzen, ich werde nicht alles erzählen. Meine Partnerschaften werde ich in diesem Buch nicht behandeln. Auch über die Beziehung zu meiner Tochter, die ich über alles liebe, schreibe ich nicht.

Jetzt wünsche ich Ihnen, dass Sie in diesem Buch finden, wonach Sie suchen. Danke, dass Sie sich für meine Geschichte interessieren. Ich freue mich sehr darüber.

Im Spiegelbild wird die Lüge zur Wahrheit

Der Spiegel ist alt. Aber das sieht man ihm nicht sofort an. Der Rahmen, goldfarben und reich verziert. Das Spiegelglas hat keine stumpfen Stellen. Es sieht aus, als sei es erst vor Kurzem in den alten Rahmen eingefügt worden. Es ist ein Spiegel aus der Gründerzeit, der im Gutshaus Mahlsdorf im Osten Berlins hängt, besser bekannt als das Gründerzeit-Museum. Charlotte von Mahlsdorf, die das Museum aufgebaut hat, rettete den Spiegel von irgendeinem Berliner Dachboden oder aus den Trümmern eines zerstörten Hauses und fügte ihn in ihre einzigartige Sammlung von Dingen ein, die alle aus den Jahren zwischen 1870 und dem Ersten Weltkrieg stammen.

Ich habe gerade eine Führung durch dieses wunderschöne Museum hinter mir. Monika Schulz-Pusch, die Leiterin und eine enge Freundin der inzwischen verstorbenen Charlotte von Mahlsdorf, hat mir alles gezeigt. Jetzt stehe ich allein im Salon im Erdgeschoss, durch dessen große Fenster ich in den kleinen Park des ehemaligen Gutshauses schauen kann. Mo-

nika steht vor dem Salon in der Diele. Ich höre sie telefonieren.

Zwischen zwei Fenstern, die bis zum Boden reichen, hängt der Spiegel, in dem ich mich betrachte.

Ich sehe eine Frau.

Eine glückliche Frau.

Ihre Augen strahlen mich an.

Ich sehe mich.

Wie ich wirklich bin.

Das war dreiundsechzig Jahre lang nicht so. Lange gab es diese Frau im Spiegel nur im Verborgenen. Im Privaten. Und auch dort erst, nachdem sie aus ihrem Elternhaus ausgezogen war. Bis dahin war es ein langer Weg. Da war zunächst das Unverständnis der Eltern. Geprägt vom gesellschaftlichen Umfeld, in dem sie selbst groß geworden waren.

In den Sechzigerjahren des letzten Jahrhunderts war das Wort *queer* noch gar nicht geläufig. Damals waren sexuelle Identitäten, die nicht der gesellschaftlichen Norm entsprachen, etwas Abartiges, oft sogar Kriminelles. Die Zeit des Nationalsozialismus war erst seit zwanzig Jahren vorbei, und auch wenn die Gesellschaft der Herrschaft des Nationalsozialismus abgeschworen hatte: Viele der schrecklichen Gesetze blieben in Kraft. Und viele der alten Nazis saßen immer noch in Schlüsselpositionen. Sie bestimmten auch nach dem Ende der Hitler-Zeit in Deutschland, was gesellschaftlich konform war und was nicht.

Homosexualität wurde seit der Kaiserzeit gesetzlich verfolgt. Den Paragrafen 175 – der sogenannte Schwulen-Paragraf – verschärften die Nationalsozialisten 1935 noch einmal. Männer, die sich liebten, landeten im Gefängnis – später in den Konzentrationslagern. Lesbischen Frauen drohte daselbe Schicksal.

Und wie ging es trans* Personen im Dritten Reich? Es gab zwar keine expliziten Gesetze, die sie in den Fokus nahmen. Auch den Begriff »trans« gab es damals noch nicht, trans* Frauen wurden »Transvestiten« genannt. Das bedeutete aber nicht, dass sie von den Nationalsozialisten verschont blieben, schildert etwa der Historiker Bodie A. Ashton von der Universität Erfurt. Wer von der Geschlechtsnorm abwich, der konnte verfolgt und eingesperrt – manchmal auch ermordet – werden. Trans* Frauen wurden oft wie Homosexuelle behandelt.

Zum Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus schilderte die Medizinerin und Historikerin Livia Prüll – die sich selbst als transident bezeichnet – sehr eindrücklich, wie queere Menschen verfolgt und ermordet wurden. So galten trans* Frauen, die sich zu Männern hingezogen fühlten, als schwul. »Trans* Frauen, die keinen Sex mit Männern haben wollten, aber die sich irgendwie auffällig verhielten in der Öffentlichkeit, die sich so benahmen, dass sie als ›asozial‹ eingestuft wurden. Auch das konnte töten, konnte zur Todesfalle werden«, berichtete sie in ihrem Vortrag beim Queernet Rheinland Pfalz im Januar 2020.

Die Diskriminierung queerer Menschen ging auch nach dem Ende des Nationalsozialismus weiter. Der Schwulenparagraf blieb im Deutschland der Nachkriegszeit Gesetz. Unter dem Begriff »schwul« wurde jahrzehntelang eigentlich all das zusammengefasst, was wir heute queer nennen. Die Gemeinschaft der LGBTQI+.

In dieser verklemmten Gesellschaft wurde ich groß. Als Georg. Eigentlich war ich von der ersten Sekunde meines Lebens an Georgine. Das ahnte ich anfangs, wusste es aber nicht. Ich durfte gar nicht wissen, dass ich nicht so war, wie die gesellschaftlichen Konventionen es von einem heranwachsenden Jungen erwarteten. Ich glaube im Rückblick, dass ich mir selbst nicht erlaubte, ich zu sein, weil es damals gar nicht möglich gewesen wäre. Meine Eltern wurden nie mit Geschichten von Menschen konfrontiert, die waren wie ich.

Selbst als ich von meiner Familie in der Kleidung meiner Mutter erwischt wurde, machte sich niemand bewusst, dass in dieser Wohnung eine zweite Tochter heranwuchs. Und dass diese sich in der Hülle, in die sie hineingeboren worden war, nicht zu Hause fühlte. Wie auch? Ich mache niemandem einen Vorwurf. Wie sollten meine Eltern etwas begreifen, das doch nie zuvor ein Thema war? Was damals nicht besprochen wurde, gab es nicht.

Kindergarten, Volksschule, Hauptschule, Gymnasium – auch dort waren von der Norm abweichende sexuelle Identitäten kein Thema. Und wenn, dann als Schimpfwort. »Der

ist schwul« – dieser Satz wird unter vielen Schüler:innen selbst heute noch benutzt, um Menschen abzuwerten. In den Siebziger- und Achtzigerjahren war das gang und gäbe. Da wurde lauthals über Homosexuelle gelacht. Sie wurden verfolgt und bestraft.

Ich hatte als Kind häufig sehr große Angst, dass ich früh sterben könnte. Angst vor einer schrecklichen Krankheit. Diese wurde manchmal so übermächtig, dass sie mir den Hals zuschnürte. Panik ergriff mich, die ich nur schwer in den Griff bekam. Mit der Zeit entwickelte ich aber eine Art Abwehrmechanismus. Wenn die ersten Gedanken an den Tod kamen, aktivierte ich diesen. Ich verbot mir einfach, daran zu denken. Und mit der Zeit kam mein Denken gar nicht mehr so nah an die Panik heran, dass sie sich bemerkbar machen konnte. Ich glaube heute, dass mir dieser Abwehrmechanismus half, auch mit meinem wahren Ich umzugehen. Den Wunsch, endlich die zu werden, die ich eigentlich war, unterdrückte ich mit meiner ganzen Kraft. Der Wunsch war immer da. Das wusste ich. Ich durfte ihm nur keinen Raum geben. Dann konnte Georg mit seiner Rolle ganz gut leben.

Auch wenn trans* Menschen in meiner Kindheit und Jugend noch im Verborgenen lebten, machten die ersten Geschichten von Menschen die Runde, die es in ihrer Hülle nicht mehr aushielten, die ihre Seele auch nach außen kehren wollten. Aber die wurden damals noch als »Paradiesvögel« angesehen, deren Geschichten mit Vergnügen vor allem von billigen Ma-

gazinen und der Boulevardpresse ausgeweidet wurden. Sie galten als halbseidene Lebensentwürfe, die niemand so richtig ernst nahm. Und wenn man im Rheinland mit dem Satz »Jeder Jeck ist anders« Toleranz meinte, dann hieß das noch lange nicht, dass man mit jemandem, der anders war, näher zu tun haben wollte.

Anfang der Siebzigerjahre spürte ich immer deutlicher, dass auch ich in der falschen Hülle lebte. Die geschlechtsangleichenden Operationen wurden damals noch fälschlich als »Geschlechtsumwandlungen« bezeichnet. Den Begriff *Geschlechtsangleichung* kannte man noch nicht. Heute ist das korrigiert – auch, dass nicht nur die biologischen Merkmale einen Menschen ausmachen. Die Wissenschaft ist sich in großen Teilen längst einig, dass das Geschlecht vor allem im Gehirn zu Hause ist, und es nicht nur »Mann« und »Frau« gibt: Die beiden sind die Pole, und dazwischen gibt es eine lange Kette verschiedenster Identitäten. Jeder Mensch entscheidet selbst, wo er sich sieht. Wer ich bin, das weiß ich selbst am besten. Ich wäre froh gewesen, wenn die Gesellschaft in meiner Jugend schon so weit gewesen wäre.

Die ersten Bücher zu diesem Thema fand ich damals in den Regalen der Büchereien. Ich verschlang sie und besorgte mir chirurgische Fachzeitschriften, in denen die Operationen rund um die Geschlechtsangleichung beschrieben wurden. Ich sah darin eine Chance auch für mich. Ich war gerade einmal 20 Jahre alt und hatte das ganze Leben noch vor mir. Die Hülle mit der Seele in Einklang zu bringen, das war in dieser Zeit mein dringendstes Bedürfnis. Bis heute werde ich

immer wieder gefragt, ob ich das noch angehen möchte, mir eine Operation vorstellen könnte. Die Antwort darauf fällt mir immer noch nicht leicht. Wenn ich mit dem Finger schnippen könnte, dann wäre alles von jetzt auf gleich anders. Dann wäre ich auch äußerlich die, die ich im Innersten bin. Niemand würde mir meine Vergangenheit mehr ansehen. In meinen Träumen habe ich das immer und immer wieder erlebt. Nur Träume ersetzen leider keine Skalpelle. Ich bin dem Ende meines Lebens näher als dem Anfang und habe grundsätzlich Angst vor chirurgischen Eingriffen, weil ich mich frage, was alles schiefgehen könnte. Daher werde ich mich nicht mehr einer geschlechtsangleichenden Operation unterziehen. Diese Antwort fällt mir sehr schwer, weil ich mir natürlich etwas anderes wünsche. Aber ich glaube, dass diese Entscheidung für mich die richtige ist. Diese ist auch unabhängig davon, dass das Bundesverfassungsgericht schon vor Jahren entschieden hat, dass für die Personenstandsänderung geschlechtsangleichende Maßnahmen nicht notwendig sind. In meiner Jugend war das Internet noch weit weg. Mit seinen Chancen, Gleichgesinnte zu suchen und sich zu vernetzen. Dass es noch andere gab, die waren wie ich, konnte ich mir denken. Doch sie zu suchen hätte bedeutet, mein wahres Ich öffentlich zu zeigen. Das war für mich damals undenkbar. Weder in der Schule noch bei meinem langjährigen Arbeitgeber, dem Westdeutschen Rundfunk (WDR), präsentierte ich mein Innerstes. Wenngleich mich der Weg dorthin zu der machte, die ich heute bin. Aber bis dahin sollte es noch sehr, sehr lange dauern.

»Meine Sorge war, dass ich nicht mehr tun kann,
was ich liebe, wenn ich werde, wer ich bin«

Jörg Rieke

»Der liebe Gott hat die falsche Verpackung für mich gewählt«

Als ich am 21. September 1957 geboren wurde, war mein Vater nicht dabei. Der lag ölverschmiert gemeinsam mit seinem Freund Jupp unter dessen Lastwagen. Irgendetwas war kaputt und musste repariert werden. Jupp hatte eine Spedition und war der beste Freund meines Vaters. Im Kreißsaal waren Männer damals sowieso nicht erwünscht. Die Geburt war Frauensache; den meisten Männern war das wahrscheinlich auch ganz lieb so. Und die Frauen waren so erzogen, dass sie wussten, dass sie die Geburt alleine durchstehen mussten. Während mein Vater also half, einen Lastwagen wieder flottzumachen, war meine Mutter im Krankenhaus, um mich, ihr erstes Kind, zur Welt zu bringen.

Sie kannte das katholische Krankenhaus in Ratingen sehr gut: Hier war sie zur medizinisch-technischen Assistentin ausgebildet worden. Hier hatte sie ihr Zimmer bis zu ihrer Hochzeit. In den Kreißsaal begleiteten sie ihre Freundinnen, mit denen sie früher im Krankenhaus zusammengearbeitet hatte.

Letztendlich brachte die Arbeit auch meine Eltern zusammen: Sie lernten sich kennen, weil der Arbeitsweg meines Vaters am Krankenhausgarten vorbeiführte. Mit dem Fahrrad fuhr er von seinem Elternhaus zum Elektrobetrieb, in dem er arbeitete. Wenn meine Mutter freihatte, ging sie gerne in den Garten des Krankenhauses. Dann winkte mein Vater ihr zu, wenn er sie sah. Sie winkte zurück. Im November 1956 heirateten die beiden.

Wenn sich Mann und Frau damals das Jawort gaben, war in den allermeisten Ehen die Rollenverteilung klar geregelt. So auch bei meinen Eltern – in der Blüte des Patriarchats: Sie sollte sich dem Haushalt und den erhofften Kindern widmen, während er sich um die finanzielle Versorgung kümmerte. Meine Mutter ließ sich daraufhin ihre Rentenanwartschaften auszahlen – wie viele Frauen in dieser Zeit. Denn zwischen zwei Menschen, die gemeinsam eine Familie gründen wollten, galt das Versprechen, zusammen zu bleiben, »bis dass der Tod euch scheidet«. Diese ausgezahlten Rentenansprüche waren der Grundstock für eine Wohnungseinrichtung: für das Nest der Familie Kellermann.

Meine Mutter bereute den Verzicht auf die Rente später, so wie Hunderttausende andere Frauen auch. Am Anfang der Ehe, als die Liebe noch lebendig war, verzichteten damals viele darauf. Wurde die Ehe jedoch geschieden oder machte sich der Ernährer aus dem Staub, standen diese Frauen vor dem Nichts. Meine Eltern blieben zwar bis zu ihrem Tod verheiratet, aber dies geschah eher aus wirtschaftlichen denn aus emotionalen Gründen. Besser wäre es schon gewesen,

sie wären irgendwann getrennte Wege gegangen. Meine Mutter aber war finanziell viel zu abhängig von meinem Vater, weil das antiquierte Scheidungsrecht ihr kein Auskommen gesichert hätte. Also blieben sie zusammen, obwohl sie längst keine Liebe mehr verband.

Ein Jahr nach mir wurde meine Schwester Ulla geboren. Und noch einmal eineinhalb Jahre später mein Bruder Walter, unser Nesthäkchen. Man nannte uns drei auch »Orgelpfeifen«.

Unsere Familie lebte immer in Wohnungen, die nach heutigen Maßstäben für fünf Personen zu klein waren. Mein Bruder und ich teilten uns ein Zimmer. Meine Schwester hatte nie ein eigenes. Zwar verdiente mein Vater nicht schlecht, trotzdem war das Geld meistens knapp. Während die Eltern meiner Freundinnen und Freunde alle ein kleines Häuschen bauten, lebten wir immer zur Miete. Am liebsten in Wohnungen, die Verwandten gehörten. Dann war es noch mal preiswerter.

Ich glaube, wir waren am Anfang trotzdem eine typische Vorzeigefamilie: Wir Kinder waren immer adrett gekleidet; darauf legte unsere Mutti großen Wert. Sie strickte uns Jacken, gerne im Trachtenstil. Dazu trugen mein Bruder und ich Lederhosen, meine Schwester niedliche Kleider. Am Wochenende machten wir Ausflüge in den Duisburger Zoo oder gingen mit unseren Eltern und deren Freunden wandern. Mein Vater sang im Kirchenchor und war dort sehr beliebt.

Es war ein bürgerliches, spießiges Zuhause, in dem ich

mit meinen Geschwistern aufwuchs. Das ist kein Vorwurf, sondern eher eine Zustandsbeschreibung. Ich glaube, ganz Deutschland war damals spießig. Man achtete schon sehr darauf, was die Leute über einen dachten, und verhielt sich dementsprechend angepasst. Wurde zu Hause gefeiert, stand meine Mutter stundenlang in der Küche. Sie bereitete alles vor: Kartoffel-, Eier- und Nudelsalat. Ihre Käseigel werde ich nicht vergessen. Die gehörten damals in nahezu jedem deutschen Haushalt zum Party-Buffet. Es wurde überall geraucht, obwohl meine Eltern das im Grunde nicht mochten. Und es kamen immer dieselben Leute zu Besuch: Onkel, Tanten, einige wenige Freunde meines Vaters und Freundinnen meiner Mutter. Wenn es in den Urlaub ging, dann immer in den Süden. Die Berge hatten es meinem Vater angetan. Meine Mutter hatte glücklicherweise eine Freundin in Isny im Allgäu. Besuchten wir sie, wohnten wir auf dem Bauernhof der Familie Golling. Für uns Kinder war das wunderschön. Wir durften beim Heumachen und im Kuhstall helfen oder fuhren mit dem Trecker, den wir gelegentlich sogar selbst steuern durften. An manchen Tagen aßen wir in einem Restaurant zu Abend, aber meistens schmierten wir uns Butterbrote im Pensionszimmer. Bei Wanderungen baute mein Vater ab und zu mit uns Wassermühlen an kleinen Bachläufen.

Denke ich an diese Zeit zurück, war das der unbeschwerliche Teil unserer Kindheit. Diese Unbeschwertheit war leider irgendwann vorbei.

Wie meine Geschwister besuchte ich den katholischen Kindergarten. Dieser lag gleich hinter dem katholischen Krankenhaus und wurde von demselben Nonnenorden geführt wie das Hospital. Meine Erinnerung an die Kindergartenzeit ist verblasst. Ab und zu blättere ich in meinem persönlichen Abschiedsbuch, das die Leiterin, Schwester Ursula, für mich wie für jedes andere Kind gebastelt hatte. Da sind meine Handarbeiten und Malereien drin und ein kleines Gedicht, das Schwester Ursula mir mit auf den Weg ins Leben gab. Ganz am Anfang heißt es: »Matrose will ich werden und später Kapitän. Dann werde ich viel reisen und ferne Länder sehen.«

Die ersten Zeilen deuten schon darauf hin, dass Schwester Ursula ein Kind erlebte, das die Welt sehen wollte. Das war damals schon mein Traum, der später in Erfüllung ging, wenngleich nicht als Kapitän.

Ich werde heute hin und wieder gefragt, ob ich damals schon wusste, dass ich doch eigentlich ein Mädchen war. Meine Kindergartenzeit liegt dreiundsechzig Jahre zurück. Ich glaube heute in der Nachbetrachtung, dass mir schon früh bewusst war, dass etwas mit mir nicht so war, wie es die gesellschaftlichen Konventionen vorsahen. Aber selbst wenn alles ganz klar gewesen wäre, wenn ich das alles so früh begriffen hätte: Was wäre damals möglich gewesen? Und wem hätte ich mich anvertrauen können?

Bereits vor der Pubertät wurde das Bewusstsein, dass der liebe Gott für mich die falsche Verpackung gewählt hatte,

zunehmend stärker. Ich muss zehn oder elf Jahre alt gewesen sein, als ich mich immer öfter im Kleiderschrank meiner Mutter umschauten. Das war einer meiner liebsten Plätze, hier fühlte ich mich am wohlsten. In diesem Schrank duftete es nach ihrem Parfüm. Ich sog diesen Duft tief ein, manchmal habe ich ihn heute noch in der Nase. Wenn ich allein zu Hause war, dann schlüpfte ich in die Sachen meiner Mutter. Sie hatte schöne Kleider und tolle Kostüme, die ich heimlich anzog. Wenn ich mich dann im Spiegel betrachtete, war ich in diesen Momenten für kurze Zeit ich, für kurze Zeit glücklich. Mit ihren Sachen konnte ich die falsche Verpackung kaschieren. Ich fühlte mich richtig. Das hatte ein abruptes Ende, als ich erwischt wurde.

Unsere Wohnung lag im ersten Stock eines alten Hauses, das mit Kohleöfen beheizt wurde. Einer stand in der Küche, der andere im Esszimmer. In dieser Wohnung machte ich in den Kleidern meiner Mutter meine ersten Erfahrungen als Mädchen. Ich wollte so sein wie sie. Meine Sachen sollten so gut riechen wie die in ihrem Kleiderschrank. Stunden hätte ich darin verbringen können. Doch dann kam der Tag, als ein Teil meiner Familie früher als erwartet zurückkam und mich, den ältesten Sohn, in den Kleidern der Mutter sah. Meine Erinnerung an den Moment des Erwischtwerdens ist verblasst. Was am Abend aber daraufhin passierte, erinnere ich, als wäre es gestern gewesen.

Mutti verbrannte die Sachen, die ich getragen hatte, im Kohleherd in der Küche. Ich stand in der Tür und sah ihr zu: Wie sie mit dem Stochseisen ihre Sachen immer weiter ins

Feuer drückte. Wie die Flammen aus dem Herd herausleckten, bis sie den Deckel darauf schob. Ich weiß heute nicht mehr, was sie dabei sagte. Damals dachte ich, sie sei wütend. Erst viel später verstand ich, dass es keine Wut war, die sie trieb. Es war Unverständnis.

Mir war, als verbrannte damals ein Teil meiner Seele. Ich rannte in das Jungszimmer, setzte mich unten auf das Etagenbett und weinte hemmungslos. Sicher, weil ich entdeckt worden war, aber sicher auch, weil mir meine Situation als ausweglos erschien. Und das war sie damals auch. Menschen wie mich kannte die Gesellschaft nicht. Wie sollte meine Familie sie kennen. Mein Vater kam dann zu mir und setzte sich neben mich. »Wenn du reden möchtest, können wir reden«, bot er mir an. Aber das wollte ich nicht. Ich hätte mich offenbaren und mein Innerstes nach außen kehren müssen. Das war völlig unmöglich. Das brachte ich einfach nicht fertig. Er blieb trotzdem neben mir sitzen. Ich weiß nicht mehr wie lange.

Er liebte seine Kinder, auch wenn er das nie offen zeigte. Und das spürte ich. Ich spürte auch, dass er sich fragte, was mit seinem ältesten Sohn los war. Aber damals auf der Bettkante fand er keine Antwort. Ich glaube nicht, dass er später einem Freund von dieser Situation erzählte. Das war nicht seine Art. Was in der Familie passierte, das hatte in der Familie zu bleiben. Vertrauliche Gespräche mit Außenstehenden über familiäre Dinge waren für ihn unvorstellbar. Vor allem über Dinge, über die sich die Leute »das Maul zerreißen würden«.

Ich hatte Vertrauen zu meinem Vater, aber so weit, dass ich ihm alles erzählt hätte, ging das Vertrauen dann doch nicht. Und auch wenn ich spürte, dass er mich liebte, so spürte ich auch immer eine gewisse Distanz, die mir erst beim Nachdenken über unsere Beziehung bewusst wird. Lag es vielleicht daran, dass wir so unterschiedlich groß wurden? Meine Geschwister und ich wuchsen inmitten des deutschen Wirtschaftswunders auf. Mein Vater war dagegen schon mit siebzehn Jahren in den Krieg eingezogen worden und erst Jahre später aus der Gefangenschaft wieder zu seinen Eltern zurückgekehrt. Ich kann mir gar nicht ausmalen, was so eine Erfahrung mit mir gemacht hätte.

Draußen, am Tisch im Esszimmer, warteten meine Mutter und meine Geschwister mit dem Abendessen. Irgendwann ging mein Vater wieder zu ihnen; ich folgte ihm kurze Zeit später. Wir sprachen nicht mehr über dieses Thema. Viele Jahre nicht. Es war schon am nächsten Tag so, als sei nie etwas gewesen.

Ich glaube, ich war – wie meine Eltern – ziemlich überfordert mit der Situation. Und trotzdem bin ich heute dankbar. Auch wenn meine Eltern mit der weiblichen Seite ihres »Sohnes« Probleme hatten, war ihnen doch immer wichtig, dass ich ihr Kind war. Ich habe von Seelenverwandten gehört, die verprügelt oder gar aus dem Haus geworfen wurden, nachdem sie sich ihren Erziehungsberechtigten offenbart hatten.

Viele Jahre nachdem sie mich erwischt hatten – ich war

schon über vierzig Jahre alt –, sagte meine Mutter mir einmal, dass sie das doch gar nicht gekannt hatte, von ihren drei Brüdern hätte sie so etwas nie gehört. Zu diesem Zeitpunkt machte es ihr schon lange nichts mehr aus, wenn sie mich im Kleid sah. Ihre Erklärungsversuche klangen ein wenig wie eine Entschuldigung. Dabei brauchte sie sich für nichts zu entschuldigen. Ich verstand sie. Mein Vater hatte offensichtlich auch die kommenden Jahre sehr viel stärker mit sich zu kämpfen. Aber auch er lehnte mich nie ab. Und das ist angesichts der vielen schrecklichen Geschichten, die ich von anderen Eltern gehört habe, doch etwas ganz Besonderes. Ich bin meinem Vater dankbar dafür, dass er damals nicht hart reagiert hat.

An einem Tag im Frühjahr 1986, Jahrzehnte nach meinem Erwischtwerden, suchte ich noch einmal das Gespräch mit ihm. Ich hatte ihn zum Essen in ein schönes Restaurant am Rhein bei Meerbusch eingeladen. Davor hatte er sein Flugticket eingelöst. Unsere Familie hatte ihm zum sechzigsten Geburtstag einen Rundflug in einer JU 52 geschenkt. Nach seiner Landung fuhr ich mit ihm alleine in das Restaurant. Was dann passierte, hatte ich nicht geplant, aber auf einmal platzte es aus mir heraus. Ich erzählte ihm, wer ich wirklich bin.

Dass ich eine Frau bin.

Ich wollte ihm alles erzählen: über Georgine, von der Möglichkeit, den Personenstand zu ändern, von der Möglichkeit